Glück und Segen.

Roman von A. von Gersdorff.

(6. Fortsetzung.)

„Hypotheken darauf: also zum Anfang des Glückes erst mal Schulden machen!“ sagte er, schon halb besänftigt durch ihren herzlichen Ton, ihr frohes Lächeln.

„Sei vernünftig, Alter, setz dich zur Ruhe! Wirst demnächst sechzig!“

Aber der Anflug besserer Stimmung war schon wieder fort. Finster, mit zusammengezogenen Brauen saß er da. —

Und dann kamen scharfe Worte. Er war gewissermaßen entschlossen, Widerstand zu leisten und sich am Ende doch erbitten zu lassen. Nur wie halber Scherz und halber Ernst klang es hin und her. Und doch waren nie die Meinungen so hart aufeinander gestoßen! Es kam nicht zum offenen Streit, aber ein böses Feuer brannte unter der Decke der beiderseitigen klugen Selbstbeherrschung.

Dann ein sekundenlange Stummheit — das schwüle Schweigen mit zuckenden Lippen und unmutigem Blitzen der Augen; der Groll, das Mißverstehen: das Nichtverstehenwollen!

Nun stand die Frau auf — plötzlich und hastig.

„Ich gehe jetzt, Willi. Wir sind also einig, daß Manfred Offizier wird und daß du dich zur Ruhe setzest. Du wirst Rentier und Besitzer einer himmlischen Villa. Und nun zum Schluß noch eine Ueberraschung, eine glänzende Aussicht! — Wahrscheinlich wird unser Sohn in eine vornehme, adlige Familie hineinheiraten und“. . .

„Das wird er nicht!“ brauste der Kaufmann auf, froh, einen Grund zum Zorn gefunden zu haben. „Er ist gebunden, denke ich. Du weißt das auch, Elisabeth, und jetzt, wo dir das Geld die Vernunft verwirrt und dich verblendet, willst du auf der Basis deines Glücks einem Treubruch, einer Niedrigkeit das Wort reden!“

Sie stand auf. Steigender Groll hob in tiefem Atemzuge ihre Brust.

„Ich glaube, du hast mich in all den langen Jahren unserer immerhin friedlichen Ehe genugsam kennen gelernt, um mir keine niedrige Gesinnung oder unlauteres Denken zuzutrauen! Ich dachte, daß ich auch dich gut genug beurteilen könne — daß ich mir ruhig sagen kann: in großen Dingen sind wir einig! Aber diese Stunde hat mich eines anderen belehrt! — Schon in dem Augenblick, da uns dieses unverhoffte Glück beschert wurde, ging eine Veränderung mit dir vor.“. . .

„Mit mir?“. . .

„Nun, mit mir gewiß nicht! Meine Gedanken und Wünsche waren auf ein festes Ziel gerichtet, denn sie gehörten der Zukunft unseres Kindes. Während in dir keineswegs die Vaterliebe die eigenen Neigungen überstieg, — oh — bitte — unterbrich mich nicht! Ich finde das ja auch begreiflich, Väter empfinden eben anders als Mütter.“. . .

„Anders — ja. Nämlich richtiger, weitschauender und klarer — was das wahre Wohl des Kindes angeht. Und offen gesagt: es paßt mir viel besser, daß er ein Mädchen aus seinem Stande gewählt hat, als wie wenn ein anspruchsvolles Fräulein Hochhinaus geruht hätte, sich zu ihm herabzulassen, von seinem hübschen, frischen Gesicht, seiner Schneidigkeit und seinem großen Los geblendet.“

Er brach ab, denn die Frau war schon zur Tür gegangen, ihre Hand lag auf der Klinke.

„Weißt du vielleicht, daß das Mädchen, das du dir zur Schwiegertochter ausgesucht hast, zum Theater gehen will, und daß es eine Erzkokette ist?“. . .

„Schön. Wenn du so denkst! Früher dachtest du anders! Da waren wir einig in so ernsten Dingen.“. . .

„Aber Lisbeth, wir sind's eigentlich noch! Rede dir doch nichts ein, Alte! Da — komm her, sei doch friedlich! Wir wollen uns die Sache beschlafen.“

Sie versuchte zu lächeln und nahm seine Hand, mit einem dankbaren Blick seine immer gleiche Güte und Friedfertigkeit anerkennend.

Aber ein kühler Blick war es trotzdem, und kühl wehte es herein durch die offen gebliebene Tür, durch die das Glück bei Rennbrandts eingetreten war. Und wer konnte wissen, ob es bei dem kalten Luftzuge blieb — ob nicht ein Sturm kam, der den Frieden für immer herausfegte!

Die Abendsonne lugte verstohlen um die Ecke der Trauburgschen Loggia und warf ihre goldenen Abschieds-Liebesblicke auch über die vielen Schattenblüher, die rotblauen, weiß-roten und rotblau-weißen Glocken. Sie zitterten vor stiller Freude, daß ihnen am Abend noch solch ein herrlicher Sonnenschein geschenkt wurde, und schwangen leise hin und her. Zwei Männer saßen in der Loggia, die nur sechs Personen faßte, aber im Sonnenschein der Herzensgüte sogar sechzehn. Aber heute hatte sie nicht einmal für sechs Raum; kaum für die zwei, die sich da gegenüber saßen, schien es. So weit waren die Stühle voneinander ab nach der Mauer gerückt; so hart stieß der große, alte Holztisch, der heute keine zierlich gestickte Decke trug, gegen alles darin Stehende an; so lästig wurde der milde Sonnenschein dem einem, der mit mißmutiger Gebärde die Hand dagegen erhob. . . . Licht und goldgelb war der wilde Wein in den letzten schon recht kühlen Nächten geworden, dazwischen tiefrot wie vom eigenen Herzblut gefärbt. Das kleine, schwarze Starenpärchen unterm Holunder plusterte sich, und herbstlich klang ihr Abendliedchen — vom Scheiden und Meiden . . .

„Zwanzig Jahre, ja — jawohl“, murmelte der alte Maler in seinen grauen Bart, „sollte meinen, daß es genug war, um sich zu schätzen und gern zu haben, Herr Scheinbauer; wenn es sich doch um zwei vernünftige alternde Männer handelt. Aber sehen Sie, zwischen alt und jung ist das etwas anderes. Wenn Sie den Mut haben, ein schönes, junges, leidenschaftlich empfindendes Mädchen um Herz und Hand zu bitten, verehrter Herr Wirt und Freund, und Sie hoffen und meinen, daß sie ja sagt, dann kann sie unmöglich Ihre große Wertschätzung besitzen; denn Sie müssen sich sagen, daß es keine schönen Gründe sind, die das junge Ding dem grauhaarigen Alten zuführen. Wenn meine Mine ja sagt, so will ich gewiß nicht nein sagen, Herr Scheinbauer, aber sehr trübe sehe ich in eure Zukunft und möchte die Hand zwischen euch halten in heller Sorge“ . . .

„Herr Trauburg, ich habe schon von manch einer gehört, die das jung und warm gebliebene Herz auch in dem alternden, ergrauten Manne zu schätzen verstanden hat; auch von Ehen zwischen alt und jung, die glücklicher geworden sind, als wenn das Mädel im ersten Liebessturm einem jungen, gedankenlosen Fant mit hübscher Larve zum Traualtar folgte.“

„Meiner Treu“, murmelte der alte Trauburg, „das wäre mir kein echtes, liebes Mädel, das nicht in heller Freude und Liebe den jungen Fredel mit der hübschen Larve einem weißen Graubart vorzieht, und trauen tät ich ihr nicht über den Weg, der sie zu dem Alten führt! Aber nichts für ungut, Herr Scheinbauer. Sie meinte ich damit nicht. Sie sind wirklich noch ein ganz junger Kerl, und wenn mein Minchen ja sagt, dann traue ich ihr auf allen Wegen nur Gutes zu; sie ist ein Sonnenschein im Haus. Und Sonnenschein können wir Graubärte auch gut gebrauchen.“

„Und vergelten will ich's ihr tausendfach!“ brach es jetzt heißglücklich aus des ernsten Hauswirts blauen Augen, die wirklich noch herzlich jung blickten. „Das ganze gewonnene Geld und meinen übrigen Besitz dazu will ich ihr einst vermachen! Sie haben noch mehr Kinder zu versorgen, die brauchen Ihr bißchen Geld. Ein Leben soll sie haben wie eine Fürstin. Und das sagen Sie ihr nur, lieber Trauburg, so nebenbei meine ich — so einfließen lassen — nicht etwa als Druck! Nur so . . . . na, Sie wissen ja, wie Sie es machen können“ . . . .

„Das werde ich nicht tun“ . . . . dachte Trauburg kopfnickend, „im Gegenteil! Wäre mir was Rechtes. Erst die Geldgier und die Genußsucht wetken, damit sie vom allerschlimmsten Teufel durch das Glückstürchen gezerrt, dem Alten ins Garn läuft.“

Scheinbauer stand auf, um sich zu verabschieden. Er sah nicht sehr gut aus; gar nicht so hübsch ernst und würdig wie mit seinem sonst glatt gekämmten Grauhaar, das er heute hatte vom Friseur kräuseln lassen. Der jugendliche Anzug saß nicht recht, und die aufregungsroten Wangen und das verliebte Lächeln gaben seinem sonst so guten und klugen Gesicht etwas Groteskes — Verzerrtes.

Der alte Maler bemerkte das wohl, und als sein Hauswirt gegangen war, saß er noch eine ganze Weile still im Abendsonnenschein und nickte zu seinen trüben Gedanken: „Schade — schade, wir waren so zufrieden mit dem, was unser Herrgott gegeben . . ist aber nirgends etwas Hübsches oder Gutes bei uns allen herausgekommen von dem großen, großen Glück! Und wer weiß, ob das Minchen mir nicht auch noch eine sehr dunkle Seite zeigt, einen schwarzen Schatten in all' ihrem sonnigen Wesen, der erst jetzt herauskommt. Denn so klug wird sie allein sein, sich zu sagen, was für Herrlichkeiten und Genüsse ihr das viele, viele Geld des alten Graubart bieten kann! Für Staat und Putz hatte sie immer etwas übrig; ich habe sie wohl manchmal klagen hören, daß sie nicht mehr haben könnte! Und das weiß sie ja auch, daß mein Geld, das mühelos erworbene, in viele Teile geht; da kommt wenig an den einzelnen, namentlich bei dem Erik! Dem läuft's durch die Finger wie Sand, da soll man immer nachhelfen. Vor dem Jungen ist mir bange! Was der wohl wird angeben wollen mit dem Gelde! — Hm, hm. Wird schon das Beste sein, wenn ich's schnell irgendwie anlege, wo man's nicht so leicht wieder loskriegen kann. — Ja. Das wird ein Sturm im Glase Wasser, ich sehe es kommen. In unserer kleinen Loggia hier, in unserm kleinen Kreise oben und im ganzen Gartenhause wird ein Wirbeln und Brausen losgehen!“

Und wieder saß der Mann mit umwölkter Miene, bis der Sonnenschein still verschwunden war und die Abendschatten alles einhüllten. Zuletzt dachte er noch an sein Bild, das noch immer nicht begonnen war, und das große Glück, das er empfunden im Vorausſehen all der schönen, gesegneten Arbeitsstunden. Dreihundert Mark hatte ihm der Hauswirt dafür geboten! Wie ein Vermögen war ihm das erschienen! Und wo in aller Welt konnte er sich wohl solch eine große Himmelsfreude kaufen, wie ihm die Arbeit an dem Bilde geworden wäre?! Die Arbeit — ja die Arbeit! Aber die hatte er nicht mehr nötig!

Seufzend stand er auf und stieg die Treppe hinunter, um noch einen Abendspaziergang zu machen. Da sah er erst Scheinbauer aus seiner Tür kommen und dann — Schön-Herminchen, strahlend und lachend. Er schwenkte seitab in die Mehlistraße, um sie nicht zu treffen — so schwer war sein Herz. Vor dem großen Glück — wie wären sie sich entgegengelaufen, und das heitere Geplauder mit seinem hübschen Kinde hätte erst ein Ende gefunden, wenn der brave Hauswirt ihn zu einem Dämmerschoppen im Viktoriagarten gebeten hätte!

Ach — ach, vorbei. Alle bescheidenen Freuden vorbei! Da beglückwünschten ihn die Leute zu seinem Glückstreffer, und er — er mußte immer wieder eine Flasche vom Besten spenden. Und sie ertränkten alles Schöne und Gute im Alkohol, dem ekten Vetter vom Teufel Geld!

* * *

Am Fenster saß Frau Anne-Marie Lehmann und las ruhig in einem neuen Buch, das sie sich als erstes von ihrem Gewinnst gekauft hatte: „Erdsegen“ von Peter Rosegger hieß es. Brennend hatte sich die Frau das Buch gewünscht, denn den Mann verstand sie so gut! Der hatte sein Buch für sie geschrieben, für Leute, die gern und viel arbeiteten, mit den Händen — ja und ganz gewiß nicht ohne Kopf. Sonst wäre wohl nichts Gutes daraus geworden! An der schönsten, spannendsten Stelle läutete es drüben von der Kirche die Stunde, zu der sie ihre Laternen im Hofe anzünden mußte und in den Fluren das Licht. Klapp — fiel das Buch zu. Hätte Peter Rosegger es sehen können, er würde ihr lächelnd zugenickt haben, wie sie ihn schnell beiseite schol, ihre nüchterne Pflicht zu tun; obwohl es ganz in ihrem Belieben stand, wann sie die tun wollte! Sobald sie es nämlich für dunkel hielt! Vorher machte sie noch rasch Feuer im Herd, kochte für den verwitweten Schuster Seligmann und seine armen Kleinen Kaffee und warf dabei eine erkleckliche Anzahl von Liebesbriefen in das Feuer, die sie mit ihren 45 Jahren noch bekommen hatte, als der Gewinn ihres Teiles bekannt wurde.

Da unken im Verwalterstübchen allein war keine schlechte Seite hervorgetreten, kein schwarzer Schatten geworfen worden in den grellen Sonnenschein gewonnenen Glückes. Das Geld lag längst in guten Staatspapieren fest. Und die Frau, die ihr Leben lang ihr karges Brot verdient hatte, dachte mit Freuden daran, das jüngste Kind des Schusters Seligmann zu adoptieren und zu einem brauchbaren Menschen zu erziehen; das sollte einstmals verstehen, mit dem Glück Segen zu verbreiten.

* * *

Durch das elegante Junggesellenheim des Leutnants Manfred Rennbrandt, dessen raffinierter Luxus und künstlerischer Schönheitssinn in der Garnisonstadt der Provinz allgemein bekannt war, flammten die venezianischen Kronen ihr siebenfarbiges Licht. Er feierte seinen 25. Geburtstag. Das halbe Regiment war dabei anwesend, man aß und trank und war so vergnügt, wie junge Leute untereinander zu sein pflegen.

Das Regiment hatte zurzeit nur zwei bürgerliche Leutnants. Der eine war ein „Streber“; so nennt man jeden, der ein Souper, ein Liebesmahl usw. versäumt, um in der „Bude“ zu studieren. Der zweite Bürgerliche war der gesuchteste, beliebteste Offizier des feudalen, vornehmen Regiments Graf Dernbach, der Liebling des Kommandeurs, hochtalentiert, nicht nur als Militär, nein auch in Kunst und Wissenschaften ein Licht; tadellos im Benehmen und Verkehr mit Damen — diskret bis zum Spleen, gesund wie ein junger Gott; eine Erscheinung, die ihn zum Prinzen-Ordonnanzoffizier geeignet gemacht hätte, wenn er nicht — jammerschade! — ein schlichter Herr Rennbrandt gewesen wäre. Sein Vater, munkelte man, hatte noch ganz eigenhändig Heringe hinter dem Ladentisch verkauft. Jetzt war er freilich Rentier und Villenbesitzer und überhaupt ein äußerst scharmanter Herr. — Und der Sohn, ja, der war nun einmal der flotteste Leutnant im Regiment, dabei immer gefällig und ein guter Kamerad. Manfred Rennbrandt — alle Achtung! Selbst der Neid kam nicht an ihn heran.

Fünf Jahre sind verflossen seit jenem Tage, an dem durch die offen gehaltene Tür das Glück in Gestalt des Hauptgewinnes der Königlich Preußischen Klassen-Lotterie eingetreten war. Es hatte alle Wünsche erfüllt. . . .

Aber war denn Segen bei dem Glück gewesen?. . . .

* * *

Das Souper war beendet. Der große, hübsche Speiseraum bot das übliche Bild: ein reizendes Arrangement der Tafel, funkelnde Kristallbecher, buntfarbige Blumen und Früchte auf dem hier und dort zerknitterten, mit Weintropfen besprengten Tischtuch aus feinstem Damast; ihr süßer Duft, der sich im Welken verstärkte, mischte sich mit dem schweren Aroma des edelsten Tabakkrauts. Blaue Rauchringe kräuselten sich in die Luft empor. Die hohen Lederstühle waren zurückgeschoben; in nachlässigen, mehr oder weniger hübschen Stellungen lehnten die Herren darin oder hatten auf den Divans Platz genommen. Da Manfred nicht über viele Räume verfügte, pflegte man im Speisezimmer sitzen zu bleiben, oft bis zum hellen Morgen. Manchmal wurde gespielt, Manfred hielt die Bank in splendidester Weise und borgte den Kameraden bereitwilligst. Eine Jeuratte war er nicht. Ueberhaupt war er von Natur ernst und solide veranlagt, und sein Weg wäre der eines soliden, pflichtbewußten Staatsbürgers und Familienvaters gewesen; alle seine innersten Neigungen führten ihn dahin. Was er jetzt war, nun, das war so ziemlich das Engegengesetzte, und er war es geworden durch die Umstände, die ihn mit dem großen Geldgewinn damals in andere Kreise geführt hatten, als seine bisherigen gewesen waren.

Anfänglich hatte er tapfer widerstanden, hatte gekämpft und gerungen, die beiden so ganz verschiedenen und feindseligen Strömungen seiner Natur vielleicht zu vereinigen. Hier Arbeit — hier Genuß.

Aber es ließ sich nicht machen; die Unvernunft siegte immer wieder. Dadurch hatte sein Wesen zuweilen etwas Zerfahrenes, Launisches — ein breiter Riß ging hindurch. Sein geheimstes Sehnen zu edlen, reinen Frauen wurde bald übertönt und erdrückt durch die feichten Freuden, die von leichter, kurzgeschürzter Weiblichkeit bereitwillig dargeboten wurden. Er war nie Spielverderber; zu seinen Intimen zu gehören, war ein großer Vorzug, und er gab, borgte und schenkte mit vollen Händen. So war er natürlich überall beliebt, aber seine liebenswürdige Persönlichkeit trug auch ihr Teil dazu bei. Mit seiner schönen, schlanken Gestalt, seinem blassen Gesicht, den schwermütig gewordenen Augen und dem dicken, krausen Blondhaar über der Stirn gewann er alle Herzen.

Und doch fühlte er sich nicht glücklich. Sein Beruf befriedigte ihn nicht; dies wäre eher der Fall gewesen, wenn er zur Artillerie, zum Genietorps gegangen sein würde. Aber der Zufall hatte ihn damals anders geführt, und ihm gefiel das Offizierkorps, dem er als Freiwilliger unterstand. Nun, da das fröhliche Soldatenleben den Reiz der Neuheit verloren hatte, fühlte er in sich zuweilen eine gähnende Leere. . . .

Mit Hermine Trauburg war er damals eigentlich recht sang- und klanglos auseinandergegangen. Der große Glückstag war bei allen Beteiligten wie ein Messer gewesen, das feste Bande und die feinen Fäden herzlicher Gewohnheit plötzlich zerschnitten hatte; in der Luft flatterten die zerrissenen und zerschnittenen Enden hin und her — wer sie faßte, der mochte sie binden, wie er wollte.

Nun war das alles geschehen — getan — vorüber. . . .

Sinnend saß Manfred nach Tisch bei Zigarre und Kaffeetasse an seinem Schreibtisch auf einem alten Lederfessel. Die Tür seines Herrenzimmers war offen, und das Lachen und Scherzen der Kameraden tönte laut zu ihm herein; man nahm es ihm nicht krumm, wenn er zuweilen plötzlich aus ihrer Mitte verschwand. „Eigenart!“ sagten die einen, „Spleen!“ die andern. Der lustige Sandersee, der heute in einer seltsam wechselnden, aufgeregten Stimmung war, hob sein Likörglas gegen ihn hin und deklamierte pathetisch: „O Einsamkeit, wie trink ich gerne aus deiner frischen Waldzisterne.“ Dann ließ man ihn in Frieden. —

In dem sonst stilvollen Herrenzimmer fielen einige Möbel durch Verbrauchtheit und altmodische Form in die Augen. Sie stammten noch aus Manfreds Elternhause in Wilmersdorf. Daß er sie hierher genommen und rücksichtslos dem eleganten Ensemble eingefügt hatte, trotz des mißbilligenden Erstaunens seiner neuen Bekannten, das gehörte zu der andern, der ernsten, innerlichen Seite seines Wesens. Der alte Mahagoni-Schreibtisch und der alte, dunkelgrüne Lederfessel waren gleichsam äußere Zeugen, daß Manfred Rennbrandt noch etwas anderes war als der genußfrohe, schneidige Leutnant und Frauenliebling. Da saß er am liebsten, um manchmal in allerlei Träumereien und komische Gedanken zu geraten, von Männern, die ihr Leben und Streben, Hoffen und Wünschen an den geliebten Schreibtisch fesselt, während drüben im Familienzimmer, das gemütlich wie das der Eltern im Gartenhause ist, ein fleißiges, liebes Frauchen am Nähtisch sitzt, die rotbäckigen Engelchen von Kindern um sie herum spielend. Im blauen Dampf des nicht gerade teuren Tabaks — den guten hatte er nur für die andern — taucht plötzlich das Bild eines süßen Mädchenköpfchens auf; mit ebenholzschwarzer Haarpracht und einer dunkelroten Rose in den kunstlosen Wellen; die hatte einst ein schlanker, blonder Junge ihr über den Balkon hinuntergeworfen, an dem Tage . . . . dem großen Glückstage . . . . der ihm es möglich gemacht hatte, seine Wünsche zu erfüllen!! Er war Offizier geworden, imponierte den Kameraden, führte ein glänzendes Leben in jenen vornehmen Kreisen, die er früher als Junge nur auf den Straßen hatte bewundern können, wenn so ein schmuckes Regiment hinter seinem eleganten Führer einherschritt. . . . . Manfred Rennbrandt seufzte — und er hätte doch alle Ursache gehabt, zufrieden zu sein!

Nur selten kam er auf Urlaub zu den Eltern — spann er seine Gedanken weiter — die wohnten jetzt in einer prächtigen weißen Villa, gerade gegenüber dem alten, schlichten Heim im Gartenhause der Mietwohnung. In die weiße Villa aber war auch der innere Zwiespalt eingezogen: Der Vater war zu jung gewesen, um sich zur Ruhe zu setzen, als das große Glück kam; er hatte es nur ihm und der Mutter zuliebe getan. Und nun sehnte er sich — ach Gott, wie sehr! — nach seinem kleinen, dämmerigen Kontorstübchen hinter dem Laden, wo er alle Hände voll zu tun hatte und zuweilen so freudige Stunden verlebte. — Und die Mutter? Die war immer verstimmt, denn sie fand keine rechte Gelegenheit, ihre neuen Luxustoiletten und die Festträume der Villa zur Geltung zu bringen: Die alten Bekannten paßten nicht hier herein, und vornehme, neue — woher nehmen? Die fanden sich nicht. Der Kreis, der ihr zur Verfügung stand, dünkte ihr klein, langweilig und spießbürgerlich; war sie doch die Mutter eines Offiziers — in einem Regiment, in dem mehr Adlige wie Bürgerliche standen! Das traurigste aber war doch, daß die einst bekannt glückliche Rennbrandtsche Ehe lange nicht mehr so harmonisch war. Der Vater war auf einmal kränklich geworden, meist trübe gestimmt und dokterte an sich herum. Die Mutter, nun ja — sie war einfach launisch und weinerlich — ganz das Gegenteil von der einst so frischen, frohen, und schönen Gattin und liebreichen Mutter!

In der Villa herrschte der Geist des „Dekorateurs für stilvolle Wohnungseinrichtungen“, aber kein gemütlicher Familiengeist. Nein, dorthin ging der Sohn möglichst selten. Schon wegen der Gefahr des ewigen Kleinfeuers elterlicher Meinungsverschiedenheiten, wie er in bitterem Scherz einmal sagte. Waren sie doch jetzt den ganzen Tag beisammen und hatten Zeit für solche Scharmützel, während früher, wo der Vater immer im Geschäft, die Mutter in der Wirtschaft tätig war, eine gemeinsam verlebte Stunde im stillen Heim als Feierstunde galt. Da freute sich eines des anderen und war gar keine Zeit, über Nichtigkeiten verschiedener Meinung zu werden; wenn es hoch kam, hieß es vor dem Schlafengehen: „Ach, laß doch, Muttchen!“ oder: „Na — beschlaf dir's, Alter!“

Das ging alles mal wieder so traumverloren durch Manfreds Sinn, als er etwas matt von der geräuschvollen Lustigkeit des Mahles sich in seinem eingedrückten Lederfessel am alten Schreibtisch gesetzt hatte, die erloschene Zigarre in der herabhängenden Hand, und mit abwesendem Blick auf das bunte, lustige Bild vor ihm starrte. . .

Nachher mußte er doch wieder seinen Platz da drinnen einnehmen, denn heute kam „Damenbesuch“: die Freundin seines Kameraden Sandersee, der bekannte Star der Operettenbühne Hermione della Casa-Confides — natürlich Spanierin, denn wenn ein „Star“ tanzt und singt, ist er immer Spanierin. „Aus der Ackerstraße“, dachte Manfred lächelnd. — Dann kamen wieder die trüben Betrachtungen, und er verlor sich in ein nutzloses Sinnen.

Manfred wollte sich gerade erheben und der Tafelrunde wieder zugesellen, als Egon Sandersee, der den ganzen Abend merkwürdig ernst und still gewesen war, auf ihn zukam.

Egon Sandersee hatte sich in den fünf Jahren nicht zum Vorteil verändert. Die schlimmen Seiten seines Charakters hatten sich verschärft, und seine Kunst, sie zu verbergen, noch verfeinert. Auf Manfred hatte er eher größeren als geringeren Einfluß gewonnen. Sie nannten sich jetzt du. Aus unzähligen Verlegenheiten hatte ihn Manfred gerissen, aber Sandersee spielte, und einem Spieler ist nicht zu helfen. Geschickt hatte er dem fünf oder sechs Jahre jüngeren Freunde dieses Laster zu verbergen verstanden und für seinen enormen Geldverbrauch immer die edelsten Gründe angeführt, um bei Manfred bereitwillige Hilfe zu finden. Nur mit einem mußte er sich ihm gegenüber in acht nehmen, und dieserhalb hatte ihre Freundschaft beinahe schon auf des Messers Schneide gestanden; es war die frivole, zynische Art, mit Frauen zu verfahren und von ihnen ohne Ausnahme zu sprechen. Manfred hatte sich eine fast knabenhafte Unverdorbenheit darin bewahrt.

„Wenn du so entsetzlich über alle Frauen denkst und sprichst, während du so wunderbar die Sprache der Liebe und Verehrung beherrschest, wenn du zu ihnen sprichst — dann ist mir das immer, als beschimpftest du meine Mutter oder meine Braut“ hatte Manfred einmal mit einem unterdrückten Seufzer zu ihm gesagt.

Und Egon, der Schwadroneur und „Lebenskünstler“, war vor dem schweren Ernst dieser Worte zusammengezuckt. Damals hatte ihn die Sorge ergriffen, doch einmal von dem zwar unerfahrenen und arglosen, aber keineswegs beschränkten Freunde durchschaut zu werden. Das wäre ihm nicht lieb gewesen, denn Manfred bedeutete für ihn eine fortdauernde „letzte Hilfe“. — „Die Dummen sind eben dazu da, daß die Klugen leben können“, sagte sich der gewissenlose Lebemann achselzuckend.

Heute aber schien es eine außergewöhnliche Ungelegenheit zu sein, über die Egon mit Manfred zu sprechen hatte; er war schon den ganzen Abend ernster gewesen, hatte nur vorübergehende Augenblicke toller Laune gehabt. Jetzt, wie er sich mit plötzlich erbleichtem Gesicht an Rennbrandts Schreibtisch lehnte, kam es heraus: Das Messer saß ihm an der Kehle. Wenn Manfred nicht binnen vierundzwanzig Stunden 26,000 Mark schaffte, dann blieb ihm nur noch die Kugel. Hoffnungen, Chancen, Möglichkeiten hatte er diesmal nirgends mehr — entweder er erhielt Geld oder — der Tod war ihm gewiß! Zögernd gestand er ein, daß er sich neulich nach dem Rennen zum erstenmal habe verführen lassen, zu spielen; natürlich gleich größere Summen! Na, er hatte Pech gehabt, und das Malheur war nun da. . . Er wußte, daß, wenn jemand auf Erden, dann Rennbrandt es war, der ihm half. Allerdings würde es wohl zum letztenmal sein; mit der Freundschaft war's dann vorbei, denn er kannte Manfreds Ansichten über solche Dinge. Bah — wenn der nur dies letzte Mal noch zu haben war! Seines Bleibens in Europa war ohnehin nicht mehr lange. Er mußte doch in allernächster Zeit niederbrechen — wenn ihn nicht eine reiche Frau über Wasser hielt. —

„Zwanzigtausend Mark verspielt — in einer Nacht — und zum erstenmal gespielt? Zum erstenmal dazu verführt?!“ fragte der junge Leutnant seinen Freund, der blaß und stumm vor ihm stand. Scharf und klirrend, wie wenn Klinge auf Klinge trifft, klang seine sonst so gutmütige Stimme, und sein Blick war so voll kalten, verachtenden Unglaubens, daß Sandersee schon, alles vergessend, ihm eine maßlose Beleidigung entgegenschleudern wollte, hätte ihn nicht der blitzschnell auftauchende Gedanke daran gehindert: „Er ist der einzige, mit dem du es nicht verderben darfst!“ Den Blick gesenkt, denn heftig miteinander streitenden Gefühle machten Sandersee zuweilen schielen, stand er bewegungslos da, als Manfred von einem plötzlichen Hellsehen, einer jähen Offenbarung seines Charakters gepackt, den eingekniffenen Mund zu Worten öffnete, die zweifellos einen Bruch für immer bedeutet haben würden.

In diesem Moment aber flogen die Türen auf, und klingend ertönte ein silberhelles Frauenlachen, musikalisch begleitet von dem Knistern und Rauschen seidener Frauenkleider. Violette und rote Seide, von kostbarem Blaufuchspelz umschlossen, flammte auf in dem von lauten, lachenden Männern erfüllten, von blauem Rauch und Dunst der Weine und Speisen durchzogenen Raum. Die berückende Gestalt in ein kostbares Gewand und ebensolchen Pelz gekleidet, das schmale Gesicht von ebenholzschwarzer Haarpracht umrahmt, in der eine einzelne blutrote Rose hing mit Tautropfen aus flammenden Brillanten; ein großes, tiefdunkles Augenpaar; ein schlanker, schneeweißer Hals, den eine Rubinschnur scharf und eng umzirkelte wie eine Blutspur von Henkershand: das war der größte Star der Operettenbühnen ganz Europas: Donna Hermione della Casa-Confides, die Spanierin „aus der Ackerstraße“, Egon Sandersees Freundin und — Minchen Trauburg, Manfred Rennbrandts einstiges kindlich reines Bräutchen aus dem Wilmersdorfer Gartenhause. . .

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Pikanter Rinderbraten. Ein Stück saftiges, mageres Fleisch wird gehörig geklopft, gesalzen und in einen Schmortopf gelegt, in dem man ein Stück Butter siedend heiß gemacht hat. Darin läßt man es unter fortgesetztem Begießen auf beiden Seiten bräunen, fügt ein bis zwei große, geschälte Zwiebel dazu, gießt kochendes Wasser darüber und läßt das Fleisch langsam weich schmoren. Sobald es gar und die Brühe gut eingekocht ist, gibt man einen Löffel milden Essig dazu, ein paar Zitronenscheiben ohne Kerne, einen Löffel eingemachte Champignons und einen Löffel Perlzwiebeln, läßt sie einmal aufkochen, schmeckt ab und gibt sie zum Braten. Sollte die Sauce zu dünn sein, muß man sie mit einem in Wasser verquirlten Löffel Kartoffelmehl sämig kochen.

Schweizer Eierkuchen. — 6 ganze Eier verklopft man mit der Gabel gut mit Pfeffer und Salz. Eine Walnuß groß frische Butter wird in der Pfanne zerlassen; wenn sie kocht, gibt man das zerklopfte Ei hinein und wendet es rasch. In die Mitte des Kuchens gibt man 5 Unzen geriebenen Schweizerkäse und 3 Unzen dicke, saure Sahne, rollt den Kuchen zusammen und backt ihn nochmals hellblond. Vorsichtig auf eine Schüssel gleiten lassen.

Petersiliensuppe mit Milch. Zwei mittelgroße Petersilienwurzeln werden gut geputzt, gewaschen und in Scheiben geschnitten und mit Wasser und etwas Salz weich gekocht. Nach einer Stunde wird ein Quart Milch angegossen. Danach streicht man es durch ein feines Sieb, sämt mit Buttermehl etwas an, würzt mit gehackter, grüner Petersilie, Pfeffer und Salz nach Geschmack und Bedarf und läßt dann die Suppe nochmals aufkochen. In der Suppenschüssel wird ein Ei in Milch verschlagen und darüber die Suppe angerichtet.

Schweinebraten. Eine kleine Keule von ungefähr 8 bis 10 Pfund ist einer größeren vorzuziehen. Es ist nicht ratsam, die Keule, um einen kleineren Braten zu erhalten, zu teilen. In einem Stück sehr schnell und saftig gebraten, schmeckt sie am besten; dazu ist ein guter und heißer Ofen ein Haupterfordernis. Die Keule wird gebrüht und die Schwarte mit einem spitzen Messer in Quadrate oder Streifen eingekerbt. Nachdem der Braten mit der Schwartenseite, die braun und knusprig werden muß, nach oben in die Pfanne gelegt ist, wird dieselbe halbvoll mit kochendem Wasser gefüllt, unter Zusatz von 1 Löffel Salz. Unter öfterem Begießen und event. Nachgießen von Wasser brät man bei guter Hitze 3 bis 3½ Stunde. Sollte die Kruste zu schnell bräunen, so bedeckt man das Fleisch mit einem Bogen eingefetteten Papiers. Zur Sauce wird aller Ansatz von der Pfanne gelöst, die Flüssigkeit entfettet, mit etwas Kartoffelmehl verdickt und durchgeseiht zum Braten gereicht.

Hefenkuchen. 1 Pfund Mehl, ¾ Quart Milch, 2 Unzen Hefe oder ein Päckchen Backpulver, 2 Unzen Zucker und 2 Unzen Korinthen. Von ¼ des Mehls und ½ Pint Milch macht man mit der Hefe einen Ansatz. Geht er hoch, so wirkt man das übrige Mehl und die anderen Zutaten dazu und läßt wieder aufgehen. Danach mangelt man den Teig auf dem Brett und sticht mit einem Glase runde Klößchen ab oder nimmt den Teig mit dem Löffel auf, ohne ihn auszurollen, und bäckt die Pfefferkuchen in zergangenem Fett oder Butter in der Setzeirpfanne hellbraun, bestreut sie mit Zucker und trägt sie warm auf. Sie haben den Vorteil, daß man sie auch kalt statt Kaffeesemmel essen kann.

Gedämpftes Schweinefleisch. Ein Stück nicht zu fetter Schweinskamm wird entweder erst mit siedendem Wasser aufgekocht, mit frischem Wasser gekühlt, abgetrocknet und in gelbgemachte Butter gelegt. Während des Anbrotens bestreut man es mit Pfeffer und Salz, gibt 1 bis 2 ganze geschälte kleine Zwiebeln, ein Lorbeerblatt, ein Stückchen Zitronenschale, 3 bis 4 zerquetschte Wacholderbeeren und eine kleine Messerspitze fein gestoßene Nelken dazu, streut ein bis zwei Löffel Mehl darüber, gießt etwas Wasser und milden Essig oder anstat des Essigs etwas Weißwein dazu, läßt das Fleisch weichdämpfen (wobei man achtgibt, daß nicht zuviel Flüssigkeit eindämpft, weil beim späteren Zugießen oft die Sauce zu dünn wird) und rührt die Sauce, wenn das Fleisch weich genug ist, durch ein Sieb. Man kann sie mit etwas in Butter braun geröstetem Mehl oder mit etwas Kartoffelmehl verdicken und muß sie gut abschmecken. Sie kann nach Belieben pikant gewürzt werden.

Deutsche Soße zu Fleischgülze. Man mischt eine kleine geriebene Zwiebel mit drei mittelgroßen geriebenen Aepfeln, fügt dazu immer rührend, ein bis anderthalb Teelöffel sowie milden Essig und schmeckt ab. Die Soße muß dickflüssig sein.